

Gerald Hüther

Von der Ressourcennutzung zur Potenzialentfaltung

Der Club of Rome hat das Dilemma, auf das wir uns zu bewegen „Grenzen des Wachstums“ genannt. Man kann nicht immer weiter wachsen, wenn der Raum, in den hinein man sich ausbreitet, immer enger wird und wenn die für dieses Wachstum erforderlichen Ressourcen immer schlechter in ausreichender Menge und zur rechten Zeit verfügbar sind.

Im Weltbild der Ressourcennutzer besteht die - allerdings nur vordergründige - Lösung in der Weiterentwicklung des bisher bereits Entstandenen und Erreichten durch die „Erfindung“ noch effizienterer Strategien zur noch besseren Ausnutzung der jeweils noch verfügbaren Ressourcen. Wie diese Strategien funktionieren, hat Charles Darwin in seiner Abstammungslehre herausgearbeitet, und diese Vorstellung ist dann auch in der westlichen Welt zur allgemeinen und einzigen Evolutionstheorie des Lebendigen erklärt und zur Grundlage unserer wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung gemacht worden. Was diese Strategien aber tatsächlich hervorbringen, ist lediglich eine fortschreitende Differenzierung und Spezialisierung des jeweils bereits Vorhandenen. Sie führen nicht zu einer wirklichen Weiterentwicklung im Sinne einer Transformation des Bestehenden. Sie sind nur die Fortsetzung des Alten mit besser angepassten Mitteln und Werkzeugen. Deshalb führen diese Strategien auch nicht aus dem ewigen Kreislauf von Wachstum und Schrumpfung heraus.

Die Evolution führt zur Herausbildung von Potentialen

Was dieser ständige Kreislauf von Wachsen und Vergehen allerdings im Hintergrund, gewissermaßen als „Nebenprodukt“ hervorbringt, ist eine Unmenge an „Erfindungen“ und „Innovationen“. Auf der Ebene des genetischen Materials entstehen diese Neuerungen mehr oder weniger zufällig durch Mutation und Rekombination. Sie werden in Form veränderter DNA-Sequenzen, also neuer Muster, als neue „innere Bilder“ für bestimmte Leistungen im Genom verankert und an nachfolgende Generationen weitergegeben. Nur sehr wenige dieser neuen Sequenzen sind tatsächlich sofort für die Generierung von Eigenschaften oder Leistungen nutzbar, die der betreffenden Lebensform einen „Wettbewerbsvorteil“ verschaffen.

Der Rest, also die überwiegende Menge dieser „Neuerungen“ wird als „junk-DNA“ in Form einer in den Augen der Molekularbiologen gigantischen und vor allem nutzlosen Müllhalde aufbewahrt und weitergegeben. Hierbei handelt es sich also nicht um Ressourcen, die diese Lebensformen nutzen, sondern um ein Potenzial, das sie in sich anlegen. Ein Spektrum von Möglichkeiten, also das sie als neuartige DNA-Sequenzen in sich tragen, von Sequenzen, die nicht exprimiert werden, die aber genutzt werden können, wenn Bedingungen entstehen, die eine Entfaltung dieser verborgenen Potenziale ermöglichen.

Die Vorstellung, dass es im Verlauf des Evolutionsprozesses um die Herausbildung von Potenzialen und nicht um die Ausprägung von Merkmalen geht, passt allerdings nicht so recht in das Weltbild einer auf Ressourcennutzung fokussierten, von Wettbewerb und Selektion geprägten Kultur. Wer glaubt, um sein Überleben oder um seine Daseinsberechtigung kämpfen zu müssen, kann sich nicht um seine Potenzialentfaltung kümmern, geschweige denn um die von anderen Menschen.

In unserem Kulturkreis ist das Anheizen von Wettbewerb, das Erzeugen von Leistungsdruck, von Angst und Stress eine beliebte und immer wieder eingesetzte Strategie, um letzte Ressourcen zu mobilisieren und schwierige Situationen zu überstehen. Die damit zu erreichenden Erfolge sind allerdings immer nur kurzfristig und stoßen auch schnell an Grenzen. Dann lässt sich durch noch mehr Druck nicht noch mehr Leistung erzeugen. Menschen sind eben keine Maschinen.

Aus neurobiologischer Sicht haben wir unser komplexes und zeitlebens lernfähiges Gehirn allerdings auch nicht entwickelt, um uns zu optimal angepassten Sklaven der von uns selbst geschaffenen Verhältnisse zu machen, sondern um unsere Lebensbedingungen so zu gestalten, dass es uns möglich wird, die in uns angelegten Potenziale zu entfalten. Denn ebenso wie wir genetische Anlagen besitzen, die viel mehr Möglichkeiten bieten als tatsächlich genutzt werden, kommen wir mit einem Gehirn zur Welt, aus dem etwas viel Komplexeres und weitaus Vernetzteres werden könnte als das, was im Verlauf unserer Entwicklung vom Kind zum Erwachsenen davon übrig bleibt.